

Im Heim. Und was folgt dann?

	Vorwort		Porträts
3	Bericht des Stiftungsrats: Wichtige Meilensteine erreicht	5	Porträt A.M.
4	Bericht der Geschäftsleitung: Vernetzt in die Zukunft	11	Porträt S.N.
		13	Porträt G.P.
		17	Porträt B.J.
		19	Porträt V.P.
	Journal		
7	Der Aufenthalt im Heim: Ein Schritt auf dem Weg in die Zukunft. Dr. Kurt Huwiler, Leiter Produkte und Angebotsentwicklung		
15	Der Schritt vom Heim in die Selbständigkeit: Erfahrungen aus der Wohngruppe Altenhof. Suzanne Coendet, Leiterin der Sozialpädagogischen Wohngruppe Altenhof für junge Frauen		
21	Gefährdete Persönlichkeitsentwicklung: Erziehung, Arbeit und Therapie. Walter Toscan, Gesamtleiter Pestalozzi- Jugendstätte Burghof, und Dr. Ramon Meier, Oberarzt Integrierte Psychiatrie Winterthur		
			Zahlen, Daten, Fakten
		24	Bericht der Kontrollstelle
		25	Betriebsrechnung 2004 der Stiftung Rosemarie Thoma, Leiterin Finanzen und Administration
		26	Spenden
		28	Stiftungsrat Geschäftsleitung
		29	Heime in der Stadt Zürich Heime im Kanton Zürich Heime in der übrigen Schweiz
		30	Kurzporträt der Stiftung
			Flashes
		27	Lohngleichheit von Frauen und Männern
			Kinder helfen Notleidenden
			Herkunft der betreuten Kinder und Jugendlichen
			Villa RA ausgezeichnet

Bericht des Stiftungsrats:
Wichtige Meilensteine erreicht.

Anerkennung der ausserkantonalen Heime

Die seit der Stiftungsgründung offene Frage der Anerkennung und damit der Zukunft unserer Heime in Flims, Celerina, Urnäsch und Minusio konnte geklärt werden.

Die in unermüdlichen, konstruktiven Verhandlungen mit den Regierungen der Kantone Graubünden, Appenzell AR und Zürich erarbeiteten Lösungen ermöglichen uns die Weiterführung der erfolgreichen Angebote. Bereits im Frühsommer anerkannte der Kanton Appenzell AR das Heilpädagogische Schulinternat Rosenhügel in Urnäsch. Im September unterzeichneten die Bildungsdirektorin des Kantons Zürich, Frau Regierungsrätin Regine Aeppli, sowie der Erziehungsdirektor des Kantons Graubünden, Herr Regierungsrat Claudio Lardi, und die Stiftung die Vereinbarung über die Anerkennung des Schulinternats Flims und des Oberstufeninternats Sonnhalde in Celerina durch den Kanton Graubünden. Das Schulinternat Rivapiana kann dank der Zustimmung der Bildungsdirektorin und des Amtes für Jugend und Berufsberatung dem Florhof, Krisenintervention für Schulpflichtige in Zürich, angegliedert werden.

Der Stiftungsrat dankt den Regierungen der Kantone Appenzell AR, Graubünden und Zürich für ihre Bereitschaft, einer aussergewöhnlichen Situation innovativ zu begegnen.

Übernahme Fennergut

Am 1. Juli 2004 übernahm die Stiftung von der Gemeinde Küsnacht das Kinder- und Jugendheim Fennergut. Erstmals in ihrer noch jungen Geschichte ging damit ein neues Heim in die Stiftung über. Das Fennergut, das auf eine Schenkung des Küsnachters Caspar Fenner im Jahre 1851 zurückgeht, ist seit 1992 eine moderne sozialpädagogische Einrichtung mit integrierter Kinderkrippe und ergänzt unsere Angebotspalette ideal. Mit dem Fennergut macht die Stiftung einen weiteren Schritt zu einer umfassenden Anbieterin in der Kinder- und Jugendhilfe.

Im Spannungsfeld zwischen finanzpolitischen Signalen und sozialpädagogischen Aufgaben

Der hohe fachliche und qualitative Standard des Heimwesens im Kanton Zürich ist das Ergebnis erfolgreicher Zusammenarbeit von

privaten Trägerschaften, verschiedenen Bundesämtern (Bundesamt für Justiz und Bundesamt für Sozialversicherung) und der Bildungsdirektion. Die finanzpolitische Situation auf kantonaler und eidgenössischer Ebene sowie die Neuordnung der Finanzierung der Heime im Bereich der Invalidenversicherung machen Veränderungen nötig. Im Interesse der Betroffenen und im Interesse der Partnerschaft von staatlichen Stellen und privaten Trägerschaften müssen diese sorgfältig vorbereitet und durchgeführt werden. Wir zählen auch weiterhin auf Politikerinnen und Politiker, welche das Engagement und den Gestaltungswillen der Trägerschaften im Interesse der Kinder, Jugendlichen und ihrer Familien unterstützen und die nötigen Rahmenbedingungen für professionelle, klientengerechte Angebote schaffen.

Veränderungen im Stiftungsrat

Auf Ende Jahr ist Gildo Biasio, seit der Gründung im Jahr 1999 Mitglied des Stiftungsrates, zurückgetreten. Als erfahrener Schulpräsident des Schulkreises Schwamendingen hat er wichtige Impulse für die Entwicklung der Angebote der Stiftung gegeben. Der Stiftungsrat dankt Herrn Biasio herzlich für seine engagierte Arbeit.

Dank an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Als Arbeitgeberin orientiert sich die Stiftung im Rahmen ihres Gesamtarbeitsvertrags auch an den kantonalen Anstellungsbedingungen. Die Sparvorgaben des Kantons Zürich sind deshalb für uns von grosser Wichtigkeit und werden vom Stiftungsrat und der Geschäftsleitung möglicherweise einschneidende Umsetzungsentscheide verlangen. Während längerer Zeit trug zudem die fehlende Anerkennung der ausserkantonalen Heime zu Unsicherheiten bei. Unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter leisten auch unter schwierigen Rahmenbedingungen einen grossen persönlichen Einsatz bei ihren anspruchsvollen Aufgaben, die sie fachlich und menschlich stark fordern. Der Stiftungsrat spricht ihnen allen einen besonderen Dank aus.

Dr. André Kuy
 Stiftungsratspräsident

Kooperation intensivieren

Die Rahmenbedingungen für unsere Arbeit verändern sich und verlangen zukunftsorientiertes Denken und Handeln. Die zur Diskussion stehenden Finanzierungsmodelle, die Kostenentwicklung und der Kostendruck oder das neue Konzept der Fallsteuerung bei den Sozialen Diensten der Stadt Zürich erfordern eine Weiterentwicklung der Zusammenarbeit aller Beteiligten in der Kinder- und Jugendhilfe. Weder die zuständigen Ämter noch die einweisenden Stellen oder die Heime können im Alleingang zukunftsweisende Lösungen erarbeiten. Alle Beteiligten müssen sich vermehrt als Netzwerk verstehen und ihre Planungen und Konzepte auf dieser Basis entwickeln.

Gemeinsam mit den Sozialen Diensten der Stadt Zürich verwirklichen wir ein neues Verständnis der Kooperation. Um das gemeinsame Ziel zu erreichen, den Kindern und Jugendlichen die nötige Betreuung und Förderung zu gewährleisten, überdenken und präzisieren wir die Aufgaben und Verantwortlichkeiten sowohl der Versorger als auch der Heime.

Übergeordnete Ziele fordern Verständnis

Die im Bericht des Stiftungsrates dokumentierte Anerkennung unserer Heime in Flims und Celerina durch den Kanton Graubünden sichert die Weiterführung dieser Angebote und damit auch die Arbeitsplätze. Die Vereinbarung mit dem Kanton Graubünden verpflichtet uns zur Anpassung an die Bündner Gesetzgebung, insbesondere an die Lohnstruktur des Kantons Graubünden. Diese Situation erfordert von unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern grosses Verständnis, denn nach einer Übergangsfrist von drei Jahren werden wir, von wenigen Ausnahmen abgesehen, die Löhne nach unten korrigieren müssen. Wir danken unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für ihr Verständnis und dem VPOD für die Unterstützung der Mitarbeitenden wie auch der Geschäftsleitung in diesem schwierigen Prozess.

Abschied und Dank

Ende 2004 erreichte uns aus Thailand die traurige Nachricht, dass Franz Xaver Sommerhalder, seit 15 Jahren engagierter Heimleiter in Ringlikon, Opfer der Flutwelle geworden ist. Franz Xaver Sommerhalder war ein hoch kompetenter Fachmann und eine charismatische Führungspersönlichkeit. Er setzte seine ganze Kraft und sein grosses Einfühlungsvermögen für die Kinder und für seine Mitarbeitenden ein. Unter seiner Leitung setzte das Schulinternat Ringlikon fachliche und organisatorische Standards, die wegweisend sind. Wir vermissen Franz Xaver Sommerhalder und führen sein ausserordentliches Wirken nach seinem Vorbild weiter.

Selbstbewusst berichten

In diesem Geschäftsbericht porträtieren wir fünf Frauen und Männer, die eine wichtige Phase ihres Lebens in einem unserer Heime verbrachten. Sie haben ihren Weg gefunden, sie schauen mit Zuversicht in die Zukunft. Sie stehen stellvertretend für alle, die eine Chance erhalten und diese nutzen. Sie stehen aber auch als Verpflichtung, jungen Menschen eine Chance zu geben. Die Entwicklung solcher Lebensperspektiven, die für die Betroffenen befriedigend und gesellschaftlich anerkannt sind, gelingt nicht immer. Erfolgreiche Lebensgeschichten, aus schwierigen Bedingungen herausgewachsen, verdienen Respekt und motivieren, immer wieder Unterstützung anzubieten und anzunehmen.

Theo Eugster
Geschäftsführer



«Ich habe erreicht, worum ich gekämpft habe.»

Fünf Jahre sind seit ihrem Austritt aus einer Wohngruppe für junge Frauen vergangen. A.M. ist rundum zufrieden mit ihrer heutigen Lebenssituation, was ihr einen präzisen und differenzierten Rückblick auf ihre damalige Situation erlaubt. Intensive, teilweise gewalttätige Auseinandersetzungen mit der Mutter führten nach den Weihnachtstagen 1997 zum Eintritt der 16-jährigen A.M. in das Heim, in dem ausschliesslich Frauen wohnen.

Die Jugendliche musste darum kämpfen, von zu Hause ausziehen und an einen geeigneten Ort wechseln zu können. Dieser Schritt erwies sich als richtig, sie würde erneut so handeln, wenn es nötig wäre. A.M. fand es angenehm, eine Art Zuhause zu finden, wo immer jemand anzutreffen war, eine Geborgenheit zu erleben, die ihr ein bisschen ans Herz gewachsen ist, auch wenn sie das damals nicht zugeben wollte. Schliesslich befand sie sich in einer Phase der Rebellion.

Regeln machten ihr Mühe, ebenso die Sanktionen, die bei Verstössen ausgesprochen wurden. Unangenehm waren die Zimmerchecks, welche die Unordentlichen häufiger erdulden mussten als die anderen. Und wenn sie eine Nacht nicht im Heim verbrachte oder sonst etwas anstellte, machten die Sozialpädagoginnen ein «Drama» daraus. Die anschliessenden Krisensitzungen hat sie in schlechter Erinnerung. Glücklicherweise gab es immer wieder Phasen der Ruhe dazwischen.

Und dann kommt irgendwann der Tag X, konstatiert A.M. mit viel Selbstironie, an dem man alt genug ist und mit Entsetzen feststellt, dass man jetzt genau das anstrebt und tut, was einem jahrelang vorgelebt und eingetrichtert wurde. «Das ist irgendwie der traurigste Tag im Leben eines Menschen.»

Das Überschreiten dieser Schwelle öffnet Horizonte: A.M. arbeitet in der Tourismusbranche, absolvierte die Handelsschule mit Erfolg. Sie lebt im Konkubinat mit einem Partner, den sie sehr schätzt, sie haben eine gemeinsame 8 Monate alte Tochter. Vor kurzem sind sie umgezogen in eine grössere Wohnung und eine kinderfreundliche Umgebung. A.M. bereitet sich auf die Autofahrprüfung vor und will wieder ins Erwerbsleben zurück. «Ich habe erreicht, worum ich gekämpft habe, besser könnte meine Lebenssituation nicht sein.»

Der Aufenthalt im Heim:

Ein Schritt auf dem Weg in die Zukunft.

Ein Heimaufenthalt ist dann angezeigt, wenn er genau definierte Ziele verfolgt, die auf andere Art nicht erreicht werden können. Es ist schwierig, den Erfolg sozial- und heilpädagogischer Massnahmen im Einzelfall exakt zu belegen. Das spricht jedoch nicht gegen die Heime, denn es liegen genügend Erkenntnisse vor, wie Kinder und Jugendliche darauf vorbereitet werden können, nach dem Heim ein selbst bestimmtes, befriedigendes Leben zu führen.

Eltern brauchen keine formalen Qualifikationen, um Kinder aufzuziehen. Solange keine gravierenden Probleme auftauchen, müssen sie keine Rechenschaft ablegen über ihr Tun und Lassen. Erst wenn staatliches Handeln nötig wird, um den Kindern die ihnen zustehende Betreuung und Förderung zu gewährleisten, verändert sich die Situation grundlegend. Kann ein Kind nicht mehr bei seinen Eltern oder anderen Personen leben, welche elterliche Funktionen übernehmen, geraten seine Betreuung, Erziehung und Bildung plötzlich ins Blickfeld von Fachleuten. Das ist für die betroffenen Familienmitglieder ungewohnt, meist auch unangenehm.

Die Platzierung eines Kindes oder Jugendlichen in einem Heim, wenn sie gegen den Willen der Eltern oder der Betroffenen vollzogen wird, stellt einen gravierenden Eingriff in die Autonomie der Familie und des Individuums dar. Aber auch wenn alle Beteiligten einverstanden sind, ist der Erfolg der pädagogischen Massnahme nicht garantiert. Vielmehr braucht es eine sorgfältige Planung und ständige Kontrolle des Heimaufenthaltes, damit die Anliegen des Kindes und seiner Familie möglichst umfassend gewahrt und gefördert werden.

Am Anfang jedes Heimaufenthaltes steht ein Problem, mindestens aber eine komplexe Fragestellung, wenn es sich um einen Abklärungsauftrag handelt. Ein Heim übernimmt seine Funktionen immer stellvertretend für die Familie oder eine andere Sozialisations- oder Bildungsinstanz. Das bedeutet aber nicht,

dass die Herkunftsfamilie ihre zentrale Bedeutung für die Kinder und Jugendlichen verliert. Selbst wenn der Kontakt zu den Eltern sehr eingeschränkt oder gar nicht vorhanden ist, setzt sich das Kind mit Fragen um seine Herkunft auseinander, versucht seine Biografie im Licht derjenigen seiner Familie zu verstehen.

Während heute rund 60 Prozent aller Kinder im Kanton Zürich innerhalb der Schulzeit spezielle sonderpädagogische Massnahmen erfahren, lebt nur eine kleine Minderheit aller Kinder und Jugendlichen bis zur Erreichung der Mündigkeit in einem Heim. Die daraus entstehenden Kosten sind aber so hoch, dass nicht nur pädagogische, sondern auch ökonomische Überlegungen mitspielen, wenn die Platzierung in einem Heim erwogen wird.

Das Image der Heimerziehung in der Öffentlichkeit hat sich in den letzten zwanzig Jahren trotz wichtiger Neuerungen und Verbesserungen kaum gewandelt. Immer noch trifft man auf die Vorstellung, dass nicht mehr aus dem Heim findet, wer einmal drin war. Deshalb versuche ich im Folgenden zu zeigen, dass der Blick über den Aufenthalt im Heim hinaus eine Selbstverständlichkeit für die tägliche Arbeit unserer Fachleute darstellt. Es gehört zu den klassischen und unauflösbaren Paradoxien der Erziehung, dass die Erziehenden junge Menschen auf eine Zukunft vorbereiten sollen, die sie nicht kennen und die sie trotzdem ständig in ihr Denken und Handeln einbeziehen müssen.

Feinabstimmung zwischen Problemlage und Angebot

Dem Anspruch jedes Kindes und Jugendlichen, Aufnahme an einem Ort zu finden, der auf seine Stärken und Schwächen, seinen Entwicklungsstand und sein Potenzial abgestimmt ist, steht die institutionelle Notwendigkeit einer gewissen Normierung der Abläufe und Angebote entgegen. Innerhalb eines Heimes werden individuelle Bedürfnisse so weit als möglich und pädagogisch sinnvoll berücksichtigt, dabei gibt es jedoch personelle, infrastrukturelle und finanzielle Grenzen.

Eine Möglichkeit, diese Einschränkungen zu mildern, besteht in der Spezialisierung der Einrichtungen auf bestimmte Zielgruppen und Angebote. Während im Altenhof ausschliesslich weibliche Jugendliche aufgenommen werden, sind es im Burghof männliche Klienten. Können in der Neumünsterallee auf Grund des Gebäudes nur Kinder zwischen vier und etwa zwölf Jahren betreut werden, sind es im Fennergut Küsnacht junge Menschen zwischen fünf und zwanzig Jahren. Ist der Rosenhügel in Urnäsch auf geistig behinderte Kinder und Jugendliche spezialisiert, widmen sich die anderen Heime der Stiftung jungen Menschen mit Beeinträchtigungen im Lern- und Sozialverhalten. Für die Krisenintervention stehen je nach Alter der Klientinnen und Klienten die Einrichtungen Riesbach und Florhof zur Verfügung.

Die Spezialisierung der Heime geht aber über diese einfach zu deklarierenden Kriterien

hinaus und betrifft auch das pädagogische Konzept und die Ausgestaltung der täglichen Abläufe und Gepflogenheiten. So existieren innerhalb einzelner Einrichtungen unterschiedliche Abteilungen, die beispielsweise die Betreuung von Klientinnen und Klienten im Haupthaus, in einer Aussenwohngruppe oder in Jugendwohnungen mit unterschiedlicher Betreuungsdichte anbieten (Rötel, Heizenholz). Oder im Gfellergut besteht die Möglichkeit, eines von drei Aufenthaltsmodulen mit einem von vier Ausbildungsmodulen in geeigneter Weise zu kombinieren.

kann, bedarf es genauer Vorstellungen, welche Art der Schule oder Ausbildung sinnvoll ist, wie intensiv das Kind oder der Jugendliche betreut werden soll, wie lange der Aufenthalt voraussichtlich dauern wird usw. Es gilt die Motivation, den Entwicklungsstand und die Möglichkeiten und Grenzen eines Mädchens oder eines Knaben zu berücksichtigen und in die Planung des Heimaufenthalts einzubeziehen.

Diese so genannte Förderplanung stellt eine Orientierungshilfe für alle Beteiligten dar, die sich wie ein roter Faden vom Anfang bis

mitglieder, die platzierende Stelle, Mitarbeitende des Heimes (z.B. die Bezugsperson und die Klassenlehrperson) und eventuell weitere Fachleute teil.

Neben dem Leitbild, dem pädagogischen Konzept und dem Personal gilt die Förderplanung als derart wichtiges Merkmal eines qualitativ guten Heimes, dass Bund und Kanton die Betriebsbewilligung und die Finanzierung eines Heimes davon abhängig machen, ob diese Planung dem neusten Stand pädagogischer Erkenntnisse entspricht. Sie ist ein wichtiger Garant der Zukunftsorien-

Ein Heim übernimmt seine Funktionen immer stellvertretend für die Familie oder eine andere Sozialisations- oder Bildungsinstanz.

Im Vorfeld einer Heimplatzierung ist es also nötig, dass Fachkräfte der Sozialdienste, Sozialzentren oder Jugendanwaltschaften zusammen mit den Heimleitungen (oder anderen, für Platzierungsfragen zuständigen Mitarbeitenden der Heime) eine genaue Abklärung vornehmen. Stellen die Angebote eines bestimmten Heimes die richtige Antwort auf die Bedürfnisse eines Kindes oder Jugendlichen dar? Ist das Kind, sind die Eltern und andere Bezugspersonen damit einverstanden? Erfolgt die Platzierung gegen den Willen der Eltern und ist zum Schutz des Kindes vor Übergriffen oder ungünstigen Einflüssen im Herkunftsmilieu deshalb ein entfernt liegendes Heim auszuwählen? Ein laufendes Forschungsprojekt, an dem die Stiftung massgeblich beteiligt ist, widmet sich ganz dem Thema des Platzierungsprozesses (vgl. Seite 11).

Gezieltes pädagogisches Vorgehen

Damit das richtige Heim und innerhalb des Heimes das richtige Angebot gewählt werden

Ende eines Heimaufenthaltes durchzieht. Es ist wichtig, dass sich die Eltern, das Kind, die platzierende Stelle und das Heim über die Zielsetzung des Aufenthalts einigen. Unrealistische Erwartungen der Eltern, welche schulischen und beruflichen Ziele im Heim erreichbar sind, gilt es ebenso zu diskutieren wie ihre Ängste, an den Rand geschoben zu werden und die vielleicht enge gefühlsmässige Beziehung zum Kind zu verlieren. Übergeordnete, längerfristig angestrebte Ziele müssen in Teilziele etappiert werden. Für die Kinder und Jugendlichen ist es zentral zu wissen, was von ihnen erwartet wird und woran sie und ihre Betreuungspersonen erkennen können, ob die erhofften Fortschritte eintreten oder nicht.

Im Rahmen der Förderplanung werden Intervalle definiert, in denen Standortgespräche stattfinden, um die letzten Monate auszuwerten, die Richtigkeit des weiteren Heimaufenthalts zu prüfen und neue Ziele festzulegen. Wenn immer möglich nehmen an diesen Standortgesprächen das Kind oder der/die Jugendliche, die Eltern und andere Familien-

terung, die wir oben als Voraussetzung für den Erfolg erzieherischer Massnahmen betont haben.

Warum ist ein Heimaufenthalt wirksam?

Ein neuerer Wissenschaftszweig, die Resilienzforschung, versucht zu belegen, warum sich gewisse Personen unter schwierigsten Lebensumständen gesund entwickeln oder sich von einer traumatischen Beeinträchtigung körperlicher oder emotionaler Art relativ unbeschadet erholen. Die Ergebnisse dieser Forschung sind für die Sozialpädagogik doppelt interessant: Einerseits erwiesen sich viele Belastungen, denen die Kinder vor dem Heimeintritt ausgesetzt waren, als Risikofaktoren für die Entstehung psychischer und psychosomatischer Erkrankungen und lange dauernder Beeinträchtigungen im Erwachsenenalter. Darauf soll hier nicht eingegangen werden.

Andererseits ergaben sich klare Hinweise darauf, welche Faktoren dafür verantwortlich

sind, dass einzelne hoch belastete Jugendliche, die in Heimen wohnten, eine vergleichsweise problemlose Entwicklung durchmachten, während die anderen gravierende Auffälligkeiten zeigten. «Die Resilienten erwiesen sich insgesamt als intelligenter, im Temperament tendenziell flexibler und in ihrer Beziehungsgestaltung als «annäherungsorientierter»; sie hatten eine stärkere Selbstwirksamkeitserwartung und Leistungsmotivation, erlebten sich als weniger hilflos, zeigten ein positiveres Selbstwertgefühl und waren in ihrem Copingstil mehr aktiv-problemlösend. Ausserdem berichteten sie über ein größeres soziales Netzwerk und befriedigendere soziale Unterstützung. Das Erziehungsklima in den Heimen wurde als weniger konflikthaft, gleichzeitig offener und stärker die Selbständigkeit fördernd geschildert» (Egle, Hoffmann & Steffens, 1997, in einem ausgezeichneten Übersichtsartikel, der im Internet zu finden ist unter www.klinik.unimainz.de/Psychosomatik/PDF_Literatur/egle1997ace.pdf).

Temperament und Intelligenz lassen sich nur bedingt verändern. Einige der anderen protektiven Faktoren aber, die oben erwähnt sind, stehen im Mittelpunkt der pädagogi-

besonders erziehungsschwierige Jugendliche hat gezeigt, dass Heime, welche die Ich-Stärke der Klientinnen und Klienten förderten und Wert auf Selbstreflexion, Selbstverantwortung und Konfliktlösefähigkeiten legten, positivere und nachhaltigere Wirkung erzielten. Einrichtungen mit geschlossenen Abteilungen und starker Reglementierung des Heimalltags führten zwar zu einer vorübergehenden Anpassung der Klientinnen und Klienten an die aktuellen Erfordernisse, die Entwicklung der Selbststeuerung und verschiedener Persönlichkeitsmerkmale dagegen verlief weniger erfolgreich.

Dauer des Heimaufenthaltes

Grundsätzlich sagt die Dauer des Heimaufenthaltes nichts aus über die Qualität der Betreuung oder über den Grad der Zielerreichung. Nicht selten führen unvorhersehbare Faktoren wie die Verlegung des elterlichen Wohnsitzes oder andere Interventionen der Eltern, psychische Erkrankungen von Kindern und Jugendlichen, Drogen- oder Gewaltvorfälle zu einem frühzeitigen Austritt oder zu einem Übertritt in eine andere Institution. Natürlich

das Personal, an die Strukturen, aber auch an die betreuten Jugendlichen stellt, die viele Wechsel von Peers erleben.

Deutlich längere durchschnittliche Aufenthalte zwischen 24 und 36 Monaten verzeichnen die Wohn- und Sonderschulheime, die bereits jüngere Kinder aufnehmen (Flims, Heimgarten, Heizenholz, Ringlikon, Sonnenberg, Villa RA). Klarer Spitzenreiter mit fast 40 Monaten ist der Rosenhügel Urnäsch, in dem ein Kind grundsätzlich während der ganzen obligatorischen Schulzeit bleiben kann und wo die geistige Behinderung der Klientinnen und Klienten eine hohe Konstanz nahe legt.

Die Zeitspanne seit Stiftungsgründung ist noch zu kurz, um Veränderungen in der Aufenthaltsdauer sicher berechnen zu können. Der lineare Trend über die beobachtete Phase weist auf eine Verkürzung des durchschnittlichen Verbleibes im Heim um rund 10 Prozent innerhalb von vier Jahren hin. Eine nahe liegende mögliche Erklärung betrifft die zweimal markant gestiegenen Kosten (Mindestversorgertaxen), welche diejenigen Gemeinden zu tragen haben, die den Heimaufenthalt finanzieren. Die Sparanstrengungen von Bund,

Grundsätzlich sagt die Dauer des Heimaufenthaltes nichts aus über die Qualität der Betreuung oder über den Grad der Zielerreichung.

schen Anstrengungen. Die bereits erwähnte Förderplanung mit ihren konkreten, kurz- und mittelfristigen Zielen führt zu einem intensiven Dialog zwischen den Mitarbeitenden des Heimes und den Kindern. Im ständigen Austausch mit den Fachleuten lernen die Kinder ihre Bewältigungs- und Lernmechanismen kennen, sie erfahren, welche Konfliktlösestrategien hilfreich und welche destruktiv sind. Ihr Selbstwertgefühl wird gestärkt, indem sie ihren Selbststeuerungsmechanismen zunehmend vertrauen und immer wieder kleine Erfolgserlebnisse haben. Sie lernen, ihre Interessen auf sinnvolle Art zu vertreten und soziale Beziehungen zu pflegen, die auf Gleichberechtigung und gegenseitiger Wertschätzung beruhen.

In einer der wenigen Längsschnittstudien der Schweiz kommt Tanner zu Ergebnissen, welche die Aussagen Egles zum Erziehungsklima stützen (Tanner, H., 1999, Pflegekinderwesen und Heimerziehung in der Schweiz; in: Colla et al., Handbuch Heimerziehung und Pflegekinderwesen in Europa, S. 95–102). Der Vergleich unterschiedlicher Einrichtungen für

ist die maximal mögliche Dauer des Aufenthaltes vom Eintrittsalter abhängig, und die unterscheidet sich bekanntlich je nach Heim. Die absoluten Werte sind deshalb weniger interessant als mögliche Veränderungen im Laufe der Zeit. Seit die Stiftung existiert (1.1.2000), ist das Durchschnittsalter der betreuten Kinder und Jugendlichen in den Heimen, die auf einen längeren Aufenthalt angelegt sind (ohne Kriseninterventionen, Beobachtungsstationen u.a.), mit etwa 18 Jahren konstant geblieben. Die Klientinnen sind im Durchschnitt etwas jünger als die Klienten, aber der Unterschied ist statistisch nicht bedeutsam.

Auch wenn die Dauer des Aufenthaltes wie erwähnt nicht überinterpretiert werden darf, können einige Hinweise interessant sein. Die kürzesten Aufenthalte entfallen auf die Heime, die auf Jugendliche ausgerichtet sind. Sie betragen im Durchschnitt 8 bis 18 Monate (Altenhof, Burghof, Gfellergut, Rötel, Sonnenhalde Celerina). Diese Heime müssen also besonders viele Wechsel der betreuten Personen meistern, was hohe Anforderungen an

Kanton und Gemeinden gehen nicht spurlos an der Platzierungspraxis sozialer Dienste vorbei, wie die Ausführungen verschiedener Leitungspersonen in der Presse belegen. Trotz kürzerer Verweildauer der Betreuten ist die Gesamtbelegung der Stiftungsheime aber konstant geblieben, indem mehr Eintritte pro Jahr erfolgten.

Die zunehmende Priorität finanzieller Erwägungen erhöht das Risiko, dass Kinder und Jugendliche die Förderung und Betreuung nicht rechtzeitig, nicht lange genug oder im Extremfall gar nicht erfahren, obwohl eine sorgfältige Abwägung der Umstände sozial- und heilpädagogische Massnahmen nötig erscheinen lassen. Damit werden aus Sparmotiven Fehlentwicklungen und menschliches Leid in Kauf genommen. Vermutlich geht die Rechnung nicht einmal finanziell auf: Wenn einzelne Personen den Einstieg ins Berufsleben nicht schaffen oder aus anderen Gründen keine eigenständige Lebensführung realisieren können, erwachsen dem Staat hohe Kosten durch Sozialhilfe, Leistungen der Invalidenversicherung oder auch Aufenthalte in Gefäng-

nissen, Drogenzugstationen und anderen Einrichtungen.

Die Vergangenheit als Fundament für die Zukunft

Es gibt gute Gründe anzunehmen, dass der Blick eines Menschen auf die Gegenwart und die Zukunft beeinflusst wird durch seine Erfahrungen in der Vergangenheit. Die Entwicklungspsychologie kennt Konzepte wie das Urvertrauen oder die frühkindliche Bindung, die Psychologie spricht von vorgeformten Interpretationsmustern und handlungsleitenden Systemen. Die Neuropsychologie belegt, dass unsere Wahrnehmung durch die Zellnetzwerke im Gehirn beeinflusst wird, die stark auf früheren Erfahrungen basieren. Doch ist auch bekannt, dass wir zeitlebens in der Lage sind zu lernen, unsere Denk- und Interpretationsmuster zu verändern, uns neues Wissen und neue Fertigkeiten anzueignen.

Deshalb gilt: Eine Person über eine bestimmte Zeit in ihrem Entwicklungsprozess zu begleiten verlangt danach, ihre früheren Erfahrungen als gegeben, aber in ihren Auswirkungen als veränderbar zu betrachten. Der Einfluss der Vergangenheit auf die Zukunft darf weder überbewertet noch ignoriert werden. Viele Kinder und Jugendlichen müssen lernen, sich mit schmerzhaften Erlebnissen, mit Enttäuschungen und Verlusten auseinander zu setzen, sich wenn möglich damit zu versöhnen. Dafür brauchen sie mitfühlende Erwachsene, die einerseits ihren Schmerz zulassen und diesen mittragen helfen, die andererseits aber stets die Gewissheit vermitteln, dass die Bewältigung der Vergangenheit möglich ist und daraus wertvolle Erfahrungen und Zuversicht für die Zukunft erwachsen können.

Was geschieht im Vorfeld einer Platzierung?

10

Der Schweizerische Nationalfonds bewilligte im März 2003 das Forschungsprojekt «Platzierungen in Pflegefamilien und Heimen». Die Studie wird getragen von der Stiftung Zürcher Kinder- und Jugendheime, der Pflegekinder-Aktion Schweiz und der Fachhochschule St. Gallen und geleitet von Prof. Dr. Hannes Tanner, Mitglied unseres Stiftungsrates.

Es gehört zu den wichtigen Aufgaben sozialer Dienste, Platzierungen von Kindern und Jugendlichen in Pflegefamilien oder Heimen vorzubereiten und durchzuführen. Bislang fehlt den Verantwortlichen jedoch gesichertes Wissen über die Auswirkungen des Hilfeplanungsprozesse auf die betroffenen jungen Menschen und ihre Familien. In dieser Längsschnittstudie sollen rund fünfzig Familien und die beteiligten Fachleute mehrfach befragt werden, ein erstes Mal bereits vor der Platzierung. Die Studie will die Überlegungen der Sozialarbeiterinnen und -arbeiter, der Eltern und Kinder sowie deren Mitsprachemöglichkeiten im Entscheidungsprozess erhellen. Im Zentrum stehen die Zufriedenheit der Beteiligten und die Auswirkungen staatlicher Massnahmen auf das Wohl der Kinder und ihrer Familien. Die Forschungsergebnisse sollen Vorschläge zur Verbesserung von Abklärungen und Entscheidungsmechanismen, von beruflichen Qualifikationen der Fachleute und von Kooperationsmodellen liefern.

Der Schweizerische Nationalfonds bewilligte im Rahmen des Forschungsprogramms 52 «Kindheit, Jugend und Generationenbeziehungen im gesellschaftlichen Wandel» einen Forschungskredit von Fr. 390'000. Dr. Kurt Huwiler, Leiter Produkte und Angebotsentwicklung SZKJ, ist für den Kredit verantwortlich. Rund die Hälfte aller Interviews konnte in der Zwischenzeit durchgeführt werden. Der Forschungsbericht wird im Herbst 2006 vorliegen.



«Ich habe viel erreicht, woran ich früher nicht geglaubt hätte.»

Änderungen sind angesagt bei S.N., Stillstand behagt ihm weder im Beruf noch in der Freizeit. Seit fünf Jahren arbeitet er als Chauffeur, muss morgens früh raus, daran hat er sich gewöhnt. Aber er will sich weiterentwickeln, zum Logistikassistenten oder zum technischen Kaufmann, bereits plant er auch eine berufsbegleitende Weiterbildung. Damit kehrt er vielleicht wieder an den Schreibtisch zurück, obwohl er seinen Beruf als Sanitärzeichner nie ausgeübt hatte, weil er nicht fürs Büro geschaffen war.

Tempo fasziniert den 25-Jährigen. Er ist aktiver Eishockeyaner, seit langen Jahren Fan des ZSC, Mitglied im Ford-Club und dessen Webmaster. Er liebt sein schnelles Auto, Geschwindigkeitsübertretungen kamen ihm teuer zu stehen, sogar der Ausweis wurde ihm deswegen schon entzogen. Die Bewilligung C1 zum Fahren von Lastwagen bis 7,5 Tonnen stammt aus dem Militärdienst, wo er es zum Feldweibel brachte. «Ich habe viel erreicht, woran ich früher nicht geglaubt hätte.»

Dabei standen die Zeichen gut. Er war ein sehr guter Primarschüler, sogar das Gymnasium wäre offen gestanden, doch er trat in die Sekundarschule ein. Zum ersten Mal hätte er sich anstrengen müssen, aber er rebellierte und verweigerte jede Leistung, so dass die Realschule drohte. Das war der Grund für den Eintritt in ein Oberstufeninternat im Bündnerland, wo er während zwei Jahren individuell gefördert wurde. Mathematik und Geometrie lagen ihm sehr, die Sprachen weniger. Rückblickend war vor allem die Aufmerksamkeit wichtig, die er erhielt, ob er seine selbst gesteckten Wochenziele nun erreichte oder nicht. Nach dem Heimaufenthalt kehrte er zu seiner Mutter zurück und biss sich erfolgreich durch die vierjährige Lehre, weil ihm der Abschluss wichtig war.

Seine Mutter sieht er heute noch wöchentlich, versteht sich ausgezeichnet mit ihr. Es war eher Zufall, dass er mit einem Kollegen beschloss, eine gemeinsame Wohnung zu suchen, wo er seit einem Jahr lebt. Zu seinem Vater, der sich scheiden liess, als S.N. zwei Jahre alt war, pflegte er phasenweise einen regen Kontakt, heute nicht mehr. Er hat einen Kreis guter Kolleginnen und Kollegen, und seit wenigen Monaten eine Freundin, die ihm viel bedeutet.



«Ich war die wichtigste Antriebsfeder in meiner Entwicklung.»

G.P. war 11 Jahre alt, als sie von zu Hause in ein Schulinternat im Bündnerland umzog. Der Konflikt zwischen den Eltern und Lücken im Schulstoff waren die Gründe für den Aufenthalt. Im Heim fühlte sie sich ernst genommen, der Unterricht war auf ihre Bedürfnisse und Fähigkeiten abgestimmt. Trotz guter Kontakte zu einzelnen Betreuungspersonen vermisste sie ihre Mutter jedoch sehr.

Als sie das Austrittsalter erreicht hatte, wechselte G.P. für drei Jahre in ein Oberstufeninternat, das noch weiter von zu Hause entfernt lag. Wie schon im ersten Heim gab es grosse Unterschiede in der Leistungsfähigkeit der Schülerinnen und Schüler. Es ist das Ziel beider Internate, die Kinder und Jugendlichen so weit zu stärken, dass sie mit ihrer Situation selbst zurechtkommen. Trotzdem fühlte sich G.P. am zweiten Ort in ihrem Selbstwertgefühl phasenweise bedroht, manchmal alleine gelassen. Rückblickend zieht sie aber eine positive, selbstsichere Bilanz: «Ich war die wichtigste Antriebsfeder in meiner Entwicklung.»

Nach Abschluss der Realschule absolvierte G.P. eine vierjährige Lehre als Floristin. Obwohl sie mit ihrer Chefin schlecht zurechtkam, widerstand sie der Versuchung, die Lehre abubrechen. Sie entwickelte schulischen Ehrgeiz, hielt durch und bestand die Abschlussprüfung. An einer Handelsschule bildete sie sich weiter und wechselte anschliessend das Berufsfeld. Seit mehreren Jahren ist sie mit einer vollen Anstellung im Callcenter einer Grossfirma tätig, was ihr einen guten Lebensstandard sichert.

Die Familie bildet einen wichtigen Rückhalt für G.P., auch wenn es immer wieder Hochs und Tiefs gibt. Die Mutter trifft sie wöchentlich, zum Bruder und zum Vater pflegt sie eine weniger intensive Beziehung. Ihren Lebenspartner kennt G.P. seit sechs Jahren, die Beziehung zu ihm charakterisiert sie als gut und tragfähig. Sie leben in einer gemeinsamen Wohnung und überlegen sich, später vielleicht eigene Kinder zu haben, wenn die Lebensumstände genügend Sicherheit bieten. Die Erfahrungen aus ihrer Kindheit führten dazu, dass G.P. ihre sozialen Beziehungen sehr bewusst lebt und aus den Problemen ihrer Eltern zu lernen versucht.

Der Schritt vom Heim in die Selbständigkeit:

15

Erfahrungen aus der Wohngruppe Altenhof.

Ziel der mädchen- und frauenspezifischen Sozialpädagogik der Wohngruppe Altenhof ist primär die Förderung der Persönlichkeitsentwicklung von weiblichen Jugendlichen, ihrer Individualität, Ganzheitlichkeit und Selbstbestimmung. Wir unterstützen und begleiten die jungen Frauen in der Ablösung vom Elternhaus und wollen sie befähigen, den Einstieg in die Selbständigkeit gut zu meistern.

Die Mitarbeiterinnen des Altenhofs – alles Frauen – dienen als Vorbilder, vertreten ganz unterschiedliche Lebensentwürfe und peilen die positive Bewertung und Selbstbewertung von Weiblichkeit jenseits gesellschaftlicher Definitionen an.

Nach durchschnittlich eineinhalb Jahren Heimaufenthalt, bei welchem die Jugendliche unsere konzeptionellen Phasen durchlaufen hat, beginnt die intensive Vorbereitung auf die Lehrabschlussprüfung, die Schwelle zu einem neuen Lebensabschnitt. Der herbeigesehnte Austritt in die Selbständigkeit wird nun ganz real und mobilisiert Ängste und Unsicherheiten. Genügt die Jugendliche den Anforderungen des Lebens, die bald an sie gestellt werden? Hat sie genug Rüstzeug erhalten, um im Erwerbsleben bestehen zu können? Wird sie alle behördlichen Hürden nehmen können?

Der Ablösungsprozess vom Altenhof und seinen Mitarbeiterinnen kann zeitweilig ins Stocken geraten, weil die Jugendliche vorübergehend nochmals eine Phase der Wiederannäherung braucht, teilweise geprägt durch regressive Verhaltensweisen. Erworben Fähigkeiten wie Geld- und Zeitmanagement, das Erledigen von administrativen Angelegenheiten oder die Pflege des sozialen Netzes werden von den jungen Frauen auf einen Schlag in Frage gestellt. Anstatt den letzten Schritt in die Unabhängigkeit zu machen, neigen sie dazu, sich vermehrt wieder in die Abhängigkeit des Heimes zu begeben. In dieser Phase sind wir gefordert, Grenzen zu ziehen, die jungen Frauen loszulassen und ihnen die volle Verantwortung

für ihr Handeln zu übergeben. Gespräche mit der Bezugsperson, aber auch der Gedankenaustausch zwischen Tür und Angel werden intensiv genutzt. Sie sind unterstützender Art und nähren einerseits das gesteigerte Sicherheitsbedürfnis der Jugendlichen, andererseits versuchen wir das Vertrauen der Jugendlichen in ihre eigenen Fähigkeiten weiter auszubauen und zu stärken.

Der Fahrplan steht, das Austrittsdatum ist fixiert. Weil die Zeit knapp wird, wächst der Druck, und die Jugendliche hat keinen Spielraum mehr, sich fallen zu lassen. Der letzte Test der Lehrabschlussprüfung ist geschrieben, das grosse Zittern beginnt. Die Ungewissheit bezüglich des Resultats muss ausgehalten werden und darf die Jugendliche nicht blockieren, denn jetzt beginnt die anstrengende und manchmal schwierige Stellen- und Wohnungssuche. Die Wunschvorstellungen sind klar. Die meisten jungen Frauen wollen zukünftig alleine wohnen. Erneut ein Zimmer in einer Wohngemeinschaft zu beziehen, kommt nicht mehr in Frage. Im Vordergrund steht jedoch die Suche nach einer Anstellung, in welcher sie ihre erlernten Fertigkeiten endlich unter Beweis stellen können.

Mit viel Enthusiasmus werden Zeitungen nach freien Stellen und Wohnungen durchgesehen, Telefonate erledigt und Bewerbungen geschrieben. Relativ schnell wird deutlich, dass in den meisten Fällen zuerst ein Job gesichert sein muss, um Chancen auf eine Wohnung zu haben. Auf der anderen Seite erhalten Jugendliche oft Bewerbungsabsagen mit der Begründung, keine oder zu wenig berufliche Erfahrungen vorweisen

zu können. Ein Teufelskreis beginnt: Ohne Stelle keine Wohnung und ohne Erfahrungen keine Stelle. Erschwerend kommt hinzu, dass Jugendliche generell einen schweren Stand im Arbeitsmarkt haben.

Laut Medienberichten beträgt die Arbeitslosigkeit bei den 20- bis 24-Jährigen zurzeit 6,6 Prozent. Im Kanton Zürich ist die Quote bei den Jugendlichen und jungen Erwachsenen gar auf 10 Prozent gestiegen. Viele Jugendliche finden selbst mit abgeschlossener Lehre keine Anstellung. Ihnen wird so der Start ins Berufsleben praktisch verunmöglicht. Die Realität ist ernüchternd. Selbst im Gastgewerbe als Köchin oder als Servicefachangestellte sind die Stellen rarer geworden. Junge Frauen wollen in den Arbeitsprozess einsteigen und brauchen eine grosse Portion Glück, damit dies gelingt. Im Lehrbetrieb als Festangestellte bleiben zu können, um die geforderten Erfahrungen zu machen, bleibt zurzeit ein Postulat der Politik, in der Realität greift dieser Vorschlag noch nicht.

Damit steigt das Risiko, dass die jungen Frauen einen Teil ihrer Selbständigkeit, Selbstsicherheit und Zielstrebigkeit wieder einbüßen, die sie auch dank ihrem Aufenthalt im Altenhof erworben haben. Jugendliche müssen sehr viel Flexibilität zeigen, sich Nischen suchen und, falls vorhanden, Beziehungen spielen lassen. Zum Teil sind auch unsere Kontakte gefragt, nützlich und hilfreich. Konkret heisst dies zum Beispiel, nicht im erlernten Beruf den Einstieg in die Arbeitswelt zu realisieren oder mit jemandem zusammen eine Wohnung zu teilen – also die Wunschträume ein Stück weit loszulassen und sich

mit den Gegebenheiten zu arrangieren. Auch in diesem Prozess begleiten wir die Jugendlichen so weit nötig, und in der Regel gelingt es uns, gemeinsam eine akzeptable Lösung zu finden.

Den Austritt aus dem Altenhof gestalten wir mit Ritualen, sofern dies die betreffende Jugendliche wünscht. Ein allerletztes Mal kocht sie – meistens mit ihrer Bezugsperson zusammen – ein schmackhaftes Abendessen

Viele Jugendliche finden selbst mit abgeschlossener Lehre keine Anstellung. Ihnen wird so der Start ins Berufsleben praktisch verunmöglicht.

und nützt diesen Anlass, um von Regelbrüchen zu berichten, welche wir während des Aufenthaltes nicht mitbekommen haben. Viele junge Frauen verlassen den Altenhof mit einer Einkaufstasche voller Grundnahrungsmittel und der Gewissheit, bei Schwierigkeiten wieder mit uns in Kontakt treten zu können.



«Ich finde es wichtig, jungen Menschen klare Grenzen zu setzen.»

Seit 10 Jahren ist der gelernte Maurer B.J. Hauswart und Turnhallenvorstand der Kantonsschule Oerlikon. Eine gute Arbeitsstelle, meint er dazu, die Sicherheit bietet und regen Kontakt schafft zu vielen der rund 1000 Schülerinnen und Schülern, aber auch zu den Lehrpersonen dieser Mittelschule. Manchmal beaufsichtigt er am Mittwochnachmittag Jugendliche, die zur Strafe für ein kleines Vergehen Arbeiten verrichten müssen. B.J. findet es wichtig, den jungen Menschen klare Grenzen zu setzen und diese mit den nötigen Massnahmen durchzusetzen. Diese Haltung dürfte seiner Meinung nach bei den Schulverantwortlichen noch ausgeprägter sein.

Das Thema Freiräume und Grenzen beschäftigte den heute 39-jährigen Mann, der mehr als 20 Jahre in einem Säuglings-, einem Kinder- und einem Jugendheim mit Aussenwohngruppe lebte, schon früher. Obwohl ihm der Vergleich mit einer traditionellen Familie fehlt, bezeichnet er den Halt gebenden Rahmen dieser Einrichtungen als wichtig. Machtkämpfe mit Erwachsenen auszutragen war nötig, Erzieher, die sich um den Finger wickeln liessen, wurden ihrer Aufgabe nicht gerecht. Im Rückblick ist B.J. froh, dass er bei der Erledigung der Hausaufgaben unterstützt wurde, Alkohol und Zigaretten vermied er aus eigenem Antrieb. Aber für gefährdete junge Menschen scheint ihm eine aufmerksame Kontrolle wichtig, um die Gefahr von Drogen, Delikten oder Verwahrlosung fernzuhalten. Mit anderen Knaben und Mädchen gemeinsam aufzuwachsen hatte seinen Reiz, neben Konflikten ergab sich automatisch ein Sinn für die Gemeinschaft.

Der Schulbesuch war nicht immer einfach. Eine Legasthenie und wiederkehrende Auseinandersetzungen mit Lehrpersonen erschwerten das Weiterkommen. Dank einem Werkjahr nach Abschluss der Schulpflicht, guter Unterstützung durch das Heim und viel Eigeninitiative schloss B.J. seine Lehre mit Erfolg ab. Aus dieser Zeit stammt der Kontakt zu einem Sozialpädagogen aus dem Heim, der bis heute andauert. B.J. ist unterdessen sogar Götti eines der Kindes seines ehemaligen Erziehers. Er war es auch, der B.J. anregte, sich als Hauswart an der Kantonsschule zu bewerben, obwohl er damals noch recht jung war für diese Aufgabe.

B.J. hat selbst keine Kinder, im Gegensatz zu seiner Partnerin, die er meist nur über das Wochenende sieht, da sie in einem anderen Kanton wohnt. Die unterschiedlichen Erfahrungen mit den Angestellten im Heim führten B.J. zur Frage, ob er selbst Erzieher werden sollte. Die Rahmenbedingungen sprachen dagegen, seine Erfahrungen aus der Kindheit aber hätten diesen Schritt nahe gelegt.



«Was ich im Heim vor allem gelernt habe, ist das Teilen.»

Ich lebte von August 1996 bis August 2001 in einem Kinderheim in der Stadt Zürich. Anschliessend wechselte ich in eine Pflegefamilie. Heute bin ich 14 Jahre alt. Seit bald zwei Jahren besuche ich die Rudolf-Steiner-Schule. Dort gefällt es mir besser als in der Regelschule: Es wird mehr musiziert und gesungen. Obwohl ich vorher in einer kleinen Klasse war, habe ich dort weniger gelernt. Jetzt hat es 30 Kinder pro Klasse. Es herrscht mehr Kameradschaft untereinander, weil sich alle kennen. Ich habe auch mit Jüngeren Kontakt und werde deswegen nicht ausgelacht.

In der Freizeit gefallen mir das Stadt- und das Landleben gleich gut. Ich gehe manchmal nach Zürich und bummle durch die Altstadt. Ich geniesse die Stadtatmosphäre mit Museumsbesuchen und manchmal einem klassischen Konzert. Es ist mir aber ebenso wichtig, in der Natur zu sein. Wenn es mir nicht so gut geht, mache ich einen Spaziergang mit unserem Hund. Nachher fühle ich mich meist besser. Ich kümmere mich auch gerne um unsere Haustiere und den Garten. So habe ich schon viel über Pflanzen und Tiere gelernt.

In der Pflegefamilie lebe ich in einem grossen Haus mit vielen Leuten, mit denen ich offen sprechen kann. Manchmal kommen am Wochenende behinderte Menschen zu Besuch. Das finde ich auch gut. Zu einem kleineren Knaben, der auch einmal im gleichen Heim wohnte wie ich, habe ich eine besondere Beziehung. Er betrachtet mich als grosse Schwester. Ich sage, er sei mein grosser Bruder und ich seine kleine Schwester. Darüber können wir lachen.

Am Anfang verstand ich nicht, warum ich ins Heim gehen musste. Meine Mutter wollte nicht, dass ich ausschliesslich von ihren Eltern betreut werde. Ich sollte nicht das Gleiche erleben wie sie. Das habe ich aber erst später erfahren. Meine Grosseltern und meine Mutter haben mir das nicht richtig erklärt. Der Wechsel von den Grosseltern ins Heim war eine grosse Umstellung. Bald hat es mir jedoch gefallen, mit so vielen Kindern zusammen zu sein. Da ich die Probleme meiner Eltern immer kannte, wurde mir zunehmend bewusst, dass ich weder bei Mutter noch bei Vater fest wohnen konnte.

Was ich im Heim vor allem gelernt habe, ist das Teilen. Das konnte ich vorher überhaupt nicht. Ich habe das Heim manchmal schon streng erlebt. Ich fand damals, dass die Erwartungen sehr hoch waren. Im Nachhinein finde ich das gut. Von meiner Bezugsperson bin ich stark gefordert worden. Ich habe aber immer gespürt, dass sie dabei nur gute Absichten hatte. Was ich weniger gut gelernt habe im Heim ist das Ehrlichsein. Ich wollte gerne vor den anderen gut dastehen und habe mich deshalb manchmal «durchgemischt». Jetzt möchte ich nicht mehr immer die Brave sein, sondern meine Meinung aufrichtig vertreten.

Zu meinen Grosseltern habe ich ganz bewusst den Kontakt unterbrochen. Ich schrieb ihnen einen langen Brief, den sie nicht beantwortet haben. Der war sehr direkt und sicher schwierig für sie. Da meine Mutter nicht mehr lebt, ist es mir heute wichtig, möglichst viel über sie zu erfahren, sowohl das Gute wie das Schwierige. Leider haben mir die Grosseltern über sie nichts Wesentliches sagen wollen. Von einer Freundin meiner Mutter habe ich einiges gehört, so dass ich mir jetzt ein besseres Bild machen kann. Meinem Vater geht es jetzt viel besser als früher. Ich freue mich darüber und bin auch ganz stolz auf ihn.

Gefährdete Persönlichkeitsentwicklung:

Erziehung, Arbeit und Therapie.

Die folgenden Ausführungen befassen sich mit der Zielgruppe, mit der interdisziplinären Zusammenarbeit und den wichtigsten Behandlungsmethoden des Burghofs. Sie sind immer darauf ausgerichtet, die Klienten auf die Zeit nach der stationären Betreuung vorzubereiten.

Viele der uns zugewiesenen jungen Männer zeigen eine anhaltende kriminelle Tendenz, die Bewältigung vieler altersgemässer Lebens- und Entwicklungsaufgaben überfordert sie. So haben sie oft Schwierigkeiten in der schulischen und beruflichen Ausbildung, in der Arbeits- und Freizeitgestaltung, in der Auseinandersetzung mit der Herkunftsfamilie und in der Pflege ihrer sozialen Beziehungen. Aber auch hinsichtlich ihrer psychischen Anpassungs- und Bewältigungsstrategien leiden sie oft unter deutlichen Defiziten. Es handelt sich um Jugendliche, deren Entwicklung und Identitätsbildung stagniert, verzögert oder gefährdet ist, so dass vielfach von einer Persönlichkeitsentwicklungsstörung gesprochen werden muss. Bei diesen jungen Menschen liegen einerseits psychische Probleme, andererseits Verhaltensauffälligkeiten vor. Diese Kombination erfordert gleichzeitig einen psychiatrischen und einen sozialpädagogischen Zugang.

Sowohl die Psychiatrie wie auch die sozialpädagogisch orientierte Heimerziehung beschäftigt sich erfolgreich mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen (Adoleszenz) im Alter zwischen 15 und 25 Jahren. Dennoch entspricht es der langjährigen Erfahrung, dass die oben beschriebenen Jugendlichen in beiden Fachbereichen nur mit Mühe adäquat betreut und gefördert werden können. Einerseits existiert eine Gruppe von jungen Menschen, welche auf Grund organisch begründeter Defizite mit ihrem schwierigen Temperament – beispielsweise starker Impulsivität – hohe Anforderungen an ihr erzieherisches Umfeld stellen. Wenn dessen Kompetenz nicht gewährleistet ist, kommt es nicht selten zu ungünstigen Entwicklungen mit Bindungsstörungen, familiären und erzie-

herischen Problemen, schulischen Schwierigkeiten und zunehmendem Sozialversagen. All diese Faktoren begünstigen die Entwicklung psychischer Erkrankungen oder gefährden die weitere gesunde Persönlichkeitsentwicklung.

Beim Herannahen der Schulentlassung sind diese Jugendlichen nur ungenügend mit Kompetenzen für den Übertritt in die Berufsausbildung ausgestattet. Oft haben sich schon während der Schulzeit ungünstige soziale Interaktionsmuster und dysfunktionale Stile der Problembewältigung herausgebildet. Solche Jugendliche mit einer beginnenden Persönlichkeitsstörung sind oft noch pädagogisch beeinflussbar, geraten aber unter Druck rasch in psychische Krisensituationen, wobei es zu impulsiven Durchbrüchen mit Gewaltanwendung gegenüber Sachen und Personen sowie zu Selbstverletzungen oder Suizidversuchen kommen kann.

Nicht selten werden solche Jugendliche von den Behörden zur Krisenintervention in offene oder geschlossene Durchgangsheime eingewiesen. Dies geschieht meist dann, wenn die Jugendlichen im familiären Umfeld – so eines existiert – nicht mehr tragbar sind. Bei psychischen Auffälligkeiten werden sie dagegen oft per Notfallpsychiater in eine psychiatrische Klinik für Erwachsene gebracht (Kanton Zürich). Akutstationen in psychiatrischen Kliniken für Erwachsene werden durch solche Jugendliche oft empfindlich gestört, da die notwendigen pädagogischen Ressourcen nicht vorhanden sind. Die jungen Patienten boykottieren den Betrieb, unterlaufen jegliche Regeln oder Anordnungen, so dass es oft schnell zu einer Rückplatzierung in die alten Verhältnisse kommt.

Die Aufenthaltszeiten reichen in solchen Fällen kaum aus, um die notwendigen Abklärungen des Jugendlichen, seines Umfeldes und der Vorkehrungen hinsichtlich Therapie, Wohnsituation, Schule und Beruf durchzuführen.

Andererseits gibt es Jugendliche, welche im Rahmen der adoleszenten Entwicklung ohne erkennbare Vorläufer erhebliche psychische Schwierigkeiten entwickeln. Dabei kann es sich um vorübergehende krisenhafte Zuspitzungen, aber auch um beginnende ernsthafte psychische Erkrankungen handeln. Hier ist eine schnelle stationäre psychiatrische Versorgung oft unumgänglich, nicht selten nimmt sie längere Zeit in Anspruch. Sobald die akuten Krisen überbrückt sind, werden die offen geführten Rehabilitationsstationen psychiatrischer Kliniken den Bedürfnissen von Jugendlichen nicht mehr gerecht, wie dies Kahlbaum und Hecker schon vor über hundert Jahren erkannt hatten. Die therapeutisch-medizinische Ausrichtung ist adäquat, jedoch fehlen oft die Mittel, Jugendliche im Alltag pädagogisch zu beeinflussen, ihnen Strukturen zu geben und sie so auf eine Klinikentlassung vorbereiten zu können. In den üblichen Therapiegruppen (Ergotherapie, Bewegungstherapie, Maltherapie, Arbeitstherapie) fehlt den Jugendlichen der Alltagsbezug und die für sie wichtige Zukunftsperspektive.

Ob primär Psychiatrie oder primär Sozialpädagogik, im Alleingang werden die jeweiligen Institutionen durch die beschriebenen Gruppen von Jugendlichen stark gefordert, oft überfordert. Einerseits stört aggressive Verweigerungshaltung den therapeutisch ausgerichteten Klinikalltag, andererseits gelangen pädagogische Einrichtungen an ihre Grenzen,

da psychisch beeinträchtigte Jugendliche angesichts konfrontativer pädagogischer Methoden rasch zu dekompensieren drohen. Schon zu Beginn der 80er Jahre wurden Jugendliche mit unterschiedlichen psychischen Störungen, welche man in den Alltag zu integrieren versuchte, vom Burghof in Zusammenarbeit mit der psychiatrischen Poliklinik Winterthur aufgenommen. Der Schritt von der psychiatrischen Klinik in den pädagogischen Alltag erwies sich aber meistens als zu gross, so dass das Konzept der Modellstation SOMOSA (Trägerschaft Stiftung Somosa) in Winterthur entwickelt und mittlerweile mit

wünschte Richtung. Erneute Belastungen wie Streitigkeiten und Trennung der Eltern, Ausschulung ohne anschliessende Tagesstruktur oder Anschluss an eine ungünstige Gleichaltrigengruppe führen dagegen zu einer weiteren Abweichung.

Diese Fehlentwicklungen sind bei der von uns betreuten Klientel aber häufig schon so weit fortgeschritten, dass kurze und einmalige Interventionen höchstens eine diskrete Richtungsänderung, jedoch keinen lang anhaltenden positiven Entwicklungsumschwung bewirken können. Im Gegensatz zu anderen

türlichen Lebensumfeld mit den Bereichen Wohnen, Schule, Arbeit und Freizeit. Die Beurteilung erfolgt interdisziplinär pädagogisch wie psychiatrisch, wobei dieser Prozess der fachübergreifenden Verständigung wesentlich durch das schon früher beschriebene Instrument DIAD unterstützt wird.

Auf der Basis einer solchen Beurteilung wird ein Erziehungs- und Behandlungsplan ausgearbeitet. Dieser wird in genau geplanten Abständen evaluiert und angepasst. Die Inhalte werden für die einzelnen Bereiche Wohnen, Ausbildung, Schule, Therapie und

Um einen jungen Menschen sicher auf einen günstigen Entwicklungspfad zurückzubringen, sind mindestens so lange förderliche Einflussnahmen notwendig, wie die schädigende Situation gedauert hat.

Erfolg umgesetzt wurde: Als Neuerung wird den Jugendlichen in der SOMOSA ein Schonraum mit gleichzeitiger Berufshinführung angeboten, welcher als Vorspann zur Heim-erziehung und zur Berufsausbildung dienen soll.

Das Modell der Entwicklungspfade bietet einen geeigneten Rahmen, um die Schwierigkeiten der Jugendlichen, die im Burghof weilen, zu konzeptualisieren. Sie befinden sich in ihrer persönlichen wie sozialen Entwicklung seit einiger Zeit auf «Abwegen». Sie entwickeln sich auf einem Pfad, welcher sich langsam, entweder kontinuierlich oder in kleinen Sprüngen, von einer günstigen, der Norm entsprechenden Entwicklung entfernt. Unterschiedliche Einflüsse vermögen jederzeit die eingeschlagene Entwicklungsrichtung zu ändern: Günstige Faktoren wie das Finden einer Lehrstelle, das Eingehen einer intimen Beziehung, die Wiederintegration in die Herkunftsfamilie oder auch eine Weisung der zuständigen Behörden führen in die er-

alltäglichen Problemsituationen wie Autopannen oder Lungenentzündungen ist hier eine schnelle Wiederherstellung, also der Sprung von einem ungünstigen Entwicklungspfad zurück auf einen günstigen, leider nicht möglich. Folgende Faustregel hat sich bewährt: Um einen jungen Menschen sicher auf einen günstigen Entwicklungspfad zurückzubringen, sind mindestens so lange förderliche Einflussnahmen notwendig, wie die schädigende Situation gedauert hat.

Was benötigen diese jungen Menschen, um trotz ihrer schlechten Ausgangslage zu einer gesunden und in der Gesellschaft zufrieden stellend integrierten Persönlichkeit heranreifen zu können? Erstens ist eine sorgfältige Bestandesaufnahme hinsichtlich ihrer persönlichen und familiären Vorgeschichte, ihrer aktuellen Persönlichkeitsentwicklung, möglicher sozialisationsbezogener Defizite sowie psychischer Erkrankungen notwendig. Dieses Ziel erreichen wir mittels einer genügend langen Beobachtung in einem möglichst na-

Freizeit in koordinierter Weise festgelegt. Für die Fachleute, speziell aber für den Jugendlichen selber, steht das Ziel, ein autonomes und selbstverantwortliches Mitglied der Gesellschaft zu werden, im Zentrum. Wesentlich dabei ist, dass möglichst alle Interventionen für den Jugendlichen verständlich und auf dieses Ziel ausgerichtet sind. Nur dann ist er bereit, kurzfristige Unannehmlichkeiten oder Frustrationen zugunsten seiner längerfristigen Entwicklung in Kauf zu nehmen. Die gesamten erzieherischen, ausbildnerischen und therapeutischen Massnahmen sind unserer Ansicht nach am wirksamsten, wenn sie in einem möglichst natürlichen Umfeld stattfinden. Eine kurzfristige Intervention in einer geschlossenen Anstalt führt gezwungenermassen zu einer oberflächlichen Anpassung und erweckt nur den Anschein, erfolgreich zu sein. Schnell stellt sich nämlich die Frage, was mit dem jungen Menschen geschieht, wenn er mehr oder weniger abrupt in sein früheres Lebensumfeld entlassen wird. Lernerfahrungen und damit tiefer greifende Ver-

änderungen der Persönlichkeit, welche dem Einschlagen eines günstigeren Entwicklungspfad entsprechen, sind in einer abgeschotteten Umwelt nicht in realistischer Weise möglich. Die jungen Menschen benötigen eine wohl dosierte Konfrontation mit den Anforderungen, aber auch mit den Verlockungen ihres zukünftigen Alltages.

Auf diese Weise zugelassene oder gar provozierte Ausrutscher, Rückfälle oder vorübergehende Rückschritte gehören zur Entwicklung. Es ist notwendig, dass die jungen Menschen über Experimentierfelder verfügen, um ihren weiteren Entwicklungspfad in Eigenverantwortung günstig zu lenken. Dazu sind sofortige und verständliche Rückmeldungen sowie korrigierende Massnahmen nötig. Krisensituationen bieten oft eine Einstiegsmöglichkeit, um flankierende psychiatrisch-psychotherapeutische Massnahmen einzusetzen. Fruchtbar sind diese aber nur in einer engen zeitlichen und inhaltlichen Abstimmung mit den für die Entwicklung relevanten aktuellen Ereignissen im Lebensumfeld des Jugendlichen. Sind Therapie und Pädagogik zeitlich und örtlich getrennt, schaffen es die Jugendlichen regelmässig, die eigentlichen Schwierigkeiten auszublenden und deren Bearbeitung zu vermeiden, sie bleiben dann auf dem eingeschlagenen problematischen Entwicklungspfad.

Sowohl Pädagogik wie Therapie erfordern Anwesenheit. Deshalb ist es unumgänglich, im Rahmen des beschriebenen interdisziplinären Betreuungskonzepts vorübergehende Einschliessungen vorzunehmen, wenn sich Jugendliche über längere Zeit jeglicher Massnahme entziehen. Diese sollten aber möglichst im angestammten Erziehungs- und Ausbildungskontext erfolgen. Die entsprechende Infrastruktur steht uns momentan nicht zur Verfügung, wir hoffen aber auf eine baldige Realisierung eines solchen Angebotes.

**Bericht der Kontrollstelle an den
Stiftungsrat der Stiftung Zürcher Kinder-
und Jugendheime, Zürich**

Als Kontrollstelle haben wir die Buchführung und die Jahresrechnung (Bilanz, Betriebsrechnung und Erläuterungen) der Stiftung Zürcher Kinder- und Jugendheime, Zürich, für das am 31. Dezember 2004 abgeschlossene Geschäftsjahr geprüft.

Für die Jahresrechnung ist der Stiftungsrat verantwortlich, während unsere Aufgabe darin besteht, diese zu prüfen und zu beurteilen. Wir bestätigen, dass wir die Anforderungen hinsichtlich Befähigung und Unabhängigkeit erfüllen.

Unsere Prüfung erfolgte nach den Grundsätzen des schweizerischen Berufsstands, wonach eine Prüfung so zu planen und durchzuführen ist, dass wesentliche Fehlaussagen in der Jahresrechnung mit angemessener Sicherheit erkannt werden. Wir prüften die Posten und Angaben der Jahresrechnung mittels Analysen und Erhebungen auf der Basis von Stichproben. Ferner beurteilten wir die Anwendung der massgebenden Rechnungslegungsgrundsätze, die wesentlichen Bewertungsentscheide sowie die Darstellung der Jahresrechnung als Ganzes. Wir sind der Auffassung, dass unsere Prüfung eine ausreichende Grundlage für unser Urteil bildet.

Gemäss unserer Beurteilung entsprechen die Buchführung und die Jahresrechnung dem schweizerischen Gesetz, der Stiftungsurkunde und dem Reglement.

Wir empfehlen, die vorliegende Jahresrechnung zu genehmigen.

KPMG Fides Peat

Kurt Gysin
dipl. Wirtschaftsprüfer

Ferdinand Hofmann
dipl. Wirtschaftsprüfer

Zürich, 18. März 2005

Beilage:

Jahresrechnung (Bilanz, Betriebsrechnung und Erläuterungen)

Das Geschäftsjahr 2004 war geprägt von umfangreichen Renovationsarbeiten in verschiedenen Gebäuden und von der Übernahme eines neuen Heimes. Im Juli 2004 kam das Kinder- und Jugendheim Fennergut in Küsnacht zur Stiftung. Damit konnten wir unser Angebot um 15 Plätze erweitern. An verschiedenen Gebäuden der Stiftung wurden umfangreiche Instandhaltungs- und Instandsetzungsarbeiten vorgenommen. Dazu gehören drei Sanierungsarbeiten an drei Häusern der Villa RA, Vergrößerung der Wohngruppen im Haus Sonnenberg, Umbau eines leer stehenden Gebäudes im Rötel in ein für die Geschäftsstelle der Stiftung zur Verfügung stehendes Bürogebäude und Feuerschutzmassnahmen in den Institutionen Ringlikon und Burghof. Früher stattgefundene Überprüfungen der Einhaltung eines optimalen Brandschutzes werden damit umgesetzt. Weitere Planungsarbeiten in den sanierungsbedürftigen Institutionen Heizenholz und Rötel, beide in Zürich, wurden begonnen bzw. weitergeführt. Der Einfluss auf die Betriebsrechnung der Stiftung, rund 1,0 Millionen Franken Mehrkosten im Bereich Unterhalt und Reparaturen, sowie die Zunahme des Anlagevermögens von rund 1,1 Millionen Franken (Positionen Liegenschaften und Umbauten in Arbeit) zeigen diese Aktivitäten auf. Ein Teil dieser Massnahmen konnte durch Subventionen von Bund und Kanton finanziert werden, was im Anlagevermögen bilanziert wurde. Das 50 Jahre andauernde Baurecht für die Immobilie Fennergut wurde mit 2 Franken bilanziert.

Auf Grund der zu erwartenden Defizitübernahme erwarten wir für die subventionierten Angebote wiederum ein ausgeglichenes Ergebnis. Die im Jahre 2003 begonnene Umstellung der Verbuchungspraxis für Vorschusszahlungen auf die Tageskosten bzw. Betriebsbeiträge führt auf Grund des Abrechnungsprozederes nochmals zu einer Erhöhung der Rechnungsabgrenzungspositionen und der Forderungen, aber auch zu einer Erhöhung der Akontozahlungen. Diese pendeln sich bei einer konstant bleibenden Belegung in dieser Höhe ein.

Im Bereich der nicht subventionierten Angebote erzielten wir einen Gewinn in Höhe von 0,1 Millionen. Dieser liegt, bedingt durch die bereits erwähnten Instandsetzungsmassnahmen, um 0,4 Millionen unter dem Vorjahresergebnis.

Der Betriebsaufwand liegt gesamthaft um 2,5 Millionen über dem Vorjahr. Diese Zunahme der Betriebskosten ist durch die Übernahme des Fennerguts mit rund 1,0 Millionen, der Zunahme der Kosten bei den Instandhaltungs- und Instandsetzungsarbeiten von Gebäuden in Höhe von 1,1 Millionen und im Wesentlichen mit Salärerhöhungen (Teuerungszuschlag und Beförderungsmassnahmen) begründet.

Der Ertrag stieg gegenüber dem Vorjahr um 2,0 Millionen. Davon entfallen 0,7 Millionen auf die Übernahme des Fennerguts, 0,5 Millionen auf die Zunahme der Erträge bei den nicht subventionierten Angeboten und 0,8 Millionen auf die Zunahme der übrigen Ertragspositionen.

Die vom Kanton Zürich veranlasste Erhöhung der Mindestversorgertaxen wirkte sich im Berichtsjahr mit nahezu 7,0 Millionen Kostgeldsteigerung aus. Entsprechend sinken die Betriebsbeiträge des Kantons Zürich.

Rosemarie Thoma
Leiterin Finanzen und Administration

Spenden

2W Witzig Waser Büromöbel AG, Zürich
 Alex Müller-Alber, Oberrieden
 ASIG Baugenossenschaft, Zürich
 Berner F. Gartenbau AG, Zürich
 Bündner Vokalensemble, Grüşch
 Burra AG, Zürich
 C-Films AG, Zürich
 Computer Trade Scheuss & Co GmbH, Zürich
 Denz & Co. AG, Nänikon
 Elektro Hotz AG, Zürich
 FIFA Zürich
 Françoise-Christiane-Stiftung, Zollikon
 Gemeinde Langnau am Albis
 Gemeindeverwaltung Männedorf
 H.R. Nuss-Krafft, Zürich
 Jäggi + Hafter AG, Regensdorf
 Kath. Frauenverein, Wallisellen
 Kiwanis Club, Bülach
 Lions Club Zürich, Wallisellen
 Naturfreunde, Kant. Verband Zürich, Sektion Bülach
 Nestlé Suisse S.A., Rorschach
 Politische Gemeinde Oberglatt
 PRIMA Sonderschulung, Zürich
 R. Thalmann, Uster
 Spatz Camping Hans Behrmann AG, Zürich
 St. Niklaus Gesellschaft, Küsnacht-Erlenbach
 Steiner Bäckerei Konditorei AG, Zürich
 Stiftung Erwin und Johanna Müller-Zoller, Zürich
 SV Höngg, Zürich
 Tevag AG, Altendorf
 Walter Caseri, Sanitäre Anlagen, Zürich
 Zengaffinen AG, Urdorf

Verschiedene Barspenden
 Anonyme Spender

Wir danken den vielen Spenderinnen und
 Spendern ganz herzlich für ihr Engagement
 zugunsten der Kinder und Jugendlichen.
 Sie ermöglichen immer wieder Projekte und
 Aktivitäten, die sonst Wünsche bleiben
 müssten.

Lohnleichheit von Frauen und Männern

In vier Berufsgruppen arbeiten genügend Frauen und Männer in ähnlichen Funktionen, um die Löhne vergleichen zu können: Sozialpädagoginnen und -pädagogen ohne Leitungsfunktion, Wohngruppenleiterinnen und -leiter und Lehrpersonen auf Stufe Primar und Sekundar.

Die Frauen waren allgemein jünger: Das Durchschnittsalter bei den Sozialpädagoginnen betrug 35,8 Jahre, bei den Sozialpädagogen 38,1 Jahre; Gruppenleiterinnen 40,8 Jahre, Gruppenleiter 44,6 Jahre; Stufe Primar Lehrerinnen 34,7 Jahre, Lehrer 46,8; Stufe Sekundar Lehrerinnen 39,2 Jahre, Lehrer 44,0 Jahre.

Unter Berücksichtigung des Alters besteht keine (statistisch gesicherte) Differenz zwischen den Löhnen von Frauen und Männern, die in diesen vier Berufsgruppen tätig sind.

Kinder helfen Notleidenden

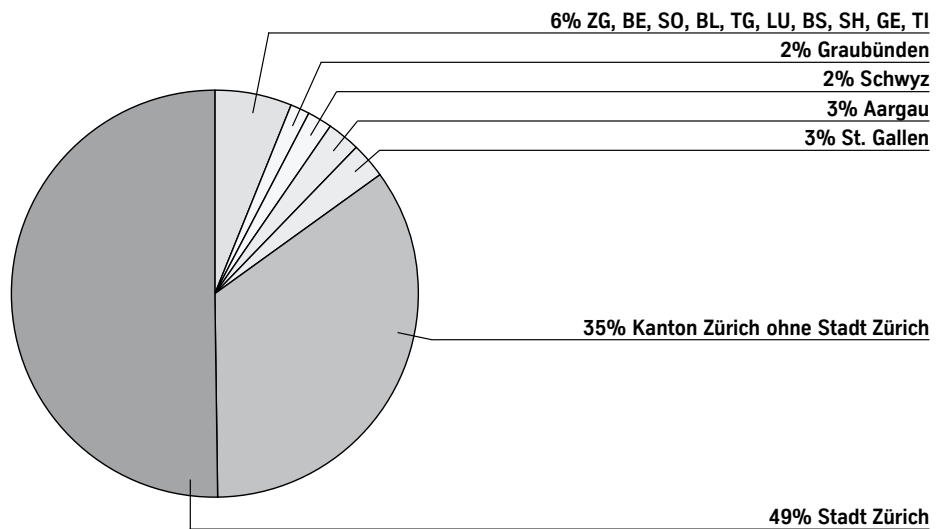
Die Kinder im Schulinternat Rivapiana in Minusio TI beteiligen sich jeweils am traditionellen Weihnachtsmarkt in Locarno und verkaufen selber hergestellte Artikel und Lebensmittel. Die Einnahmen waren für Neuanschaffungen im Spielzimmer vorgesehen. Nach dem Seebeben in Asien entschlossen sich die Jugendlichen, das Geld der Glückskette zu spenden. Einzelne legten noch ihr Sackgeld dazu, so dass ein Betrag von Fr. 700.– überwiesen werden konnte.

Herkunft der betreuten Kinder und Jugendlichen

Stichtag 31.12.2004, Grundgesamtheit 458 Personen (Krippen, Mutter-Kind-Wohngemeinschaft und Sozialpädagogische Familienarbeit ausgenommen)

Villa RA ausgezeichnet

Im Dezember 2004 wurde die Villa RA von der Hochschule für Heilpädagogik mit dem Preis «Bester kommunikativer Auftritt von Organisationen aus dem sozialen Bereich» ausgezeichnet. Bewertet wurde der gesamte kommunikative Auftritt mit Printmedien, Beschilderungen und Website. Insgesamt hatten sich 40 Organisationen für den begehrten Preis beworben. Die Jury lobte insbesondere den gelungenen Mittelweg zwischen unprofessionellen, mit eigenen Mitteln zusammengestellten Kommunikationsmitteln und Hochglanzprospekten.



Stiftungsrat

André Kuy, Dr.*
Rechtsanwalt, ab 1.11.04 Stadtschreiber
von Zürich; Präsident (bis 21.4.2005)

Katharina Prelicz-Huber, Prof.*
Kantonsrätin, Dozentin Hochschule für
Soziale Arbeit Luzern; Vizepräsidentin

Thomas Bachofen
Leiter Sozialzentrum Albisriederhaus
Stadt Zürich

Urs Berger (ab 1.12.2004)
Schulpräsident Zürich Waidberg

Gildo Biasio (bis 30.11.2004)
Schulpräsident Zürich Schwamendingen

Susann Birrer, lic.phil.
Gemeinderätin Stadt Zürich (bis 7.7.2004)
Chefin Infostelle Stadtpolizei Zürich,
Mitglied der Sozialbehörde

Andreas Brunner, Dr.*
Leitender Oberstaatsanwalt Kanton Zürich
Präsident (ab 21.4.2005)

Hansjürg Diener
dipl. Bauingenieur ETH

Eveline Fischer-Lattmann, Dr.
Leiterin Beitragswesen Schul- und
Sportdepartement Stadt Zürich

Madeline-Claire Levis, Dr. (ab 9.2.2005)
Rechtsanwältin, Unternehmensberaterin

Susanna Rusca Speck
Kantonsrätin, Mitglied der Kommission
Bildung und Kultur, Sozialpädagogin

Ursula Silberschmidt Vecellio
Unternehmerin

Hannes Tanner, Prof.Dr.
Dozent FHS Hochschule für Technik,
Wirtschaft und Soziale Arbeit, St. Gallen
Studienbereich Soziale Arbeit

Monika Weber, lic.phil.
Stadträtin, Vorsteherin Schul- und
Sportdepartement Stadt Zürich

Geschäftsleitung

Theo Eugster
Geschäftsführer

Kurt Huwiler, Dr.
Leiter Produkte und Angebotsentwicklung

Rosemarie Thoma
Leiterin Finanzen und Administration

* Mitglied des Stiftungsratsausschusses

Heime in der Stadt Zürich:

Altenhof
 Sozialpädagogische Wohngruppe
 für junge Frauen
 8008 Zürich
 Leitung: Suzanne Coendet

Florhof
 Krisenintervention für Schulpflichtige
 8001 Zürich
 Leitung: Benedikt Kuhn

Gfellergut
 Sozialpädagogisches Zentrum
 8051 Zürich
 Leitung: André Woodtli

Heizenholz
 Wohn- und Tageszentrum
 8049 Zürich
 Leitung: Roger Kaufmann

Neumünsterallee
 Sozialpädagogische Wohngruppen für Kinder
 8008 Zürich
 Leitung: Dieter Müller

Riesbach
 Krisenintervention für Jugendliche
 8008 Zürich
 Leitung: Reto Heimgartner

Rötel
 Pädagogisch-psychologisches Zentrum
 8037 Zürich
 Leitung: Günther Endrass, Dr.

Sonnenberg
 Sozialpädagogische Wohngruppen
 und Schlaufenschule
 8030 Zürich
 Leitung: Hanspeter Naef

Heime im Kanton Zürich:

Burghof
 Pestalozzi-Jugendstätte
 8157 Dielsdorf
 Leitung: Walter Toscan

Fennergut (seit 1.7.2004)
 Kinder- und Jugendheim, Kinderkrippe
 8700 Küsnacht
 Leitung: Theres Kaltenrieder

Heimgarten
 Schulinternat
 8180 Bülach
 Leitung: Christina Beer

Ringlikon
 Schulinternat
 8142 Uitikon-Waldegg
 Leitung: Franz-Xaver Sommerhalder
 († 26.12.2004)

Villa RA
 Schulheime Redlikon-Aathal
 8712 Redlikon-Stäfa und 8607 Seegräben
 Leitung: Jürg Hofer

Heime in der übrigen Schweiz:

Rivapiana
 Schulinternat
 6648 Minusio
 Leitung: Erich Schöpfer

Rosenhügel
 Heilpädagogisches Schulinternat
 9107 Urnäsch
 Leitung: Emil Hüberli

Schulinternat Flims
 7018 Flims-Waldhaus
 Leitung: Werner Graf

Sonnhalde
 Oberstufeninternat
 7505 Celerina
 Leitung: Beatrice Kopania

Stiftungszweck

Die Stiftung führt ein differenziertes und qualitativ hoch stehendes Angebot an stationären und teilstationären sozial- und sonderpädagogischen Einrichtungen. Sie verfolgt das Ziel, junge Menschen mit beeinträchtigten Entwicklungschancen (...) auf dem Weg in ein sinnerefülltes und selbständiges Leben zu unterstützen und namentlich auf das Berufsleben vorzubereiten (Auszug aus der Stiftungsurkunde).

Heime

530 Plätze für Kinder und Jugendliche beider Geschlechter in 17 Heimen

- Kanton Zürich 13 Heime
- Kanton Graubünden 2 Heime
- Kanton Appenzell AR 1 Heim
- Kanton Tessin 1 Heim

400 Plätze Vollbetreuung

130 Plätze Teil-/Tagesbetreuung

Zielgruppen

- Kinder ab Kindergartenalter, Jugendliche und junge Erwachsene beider Geschlechter mit Lern- und Verhaltensauffälligkeiten, Beeinträchtigung der Persönlichkeitsentwicklung
- Kinder und Jugendliche mit geistiger Behinderung (Heilpädagogisches Schulinternat Rosenhügel, Urnäsch)

Leistungen

- Sozialpädagogische Betreuung und Förderung während des Aufenthaltes in einem Wohnheim, in einer Wohngruppe oder im betreuten Einzelwohnen
- Sozialpädagogische Betreuung und Förderung sowie schulische Ausbildung gemäss den Lehrplänen der Volksschule während des Aufenthaltes in einem Schulheim (Rosenhügel lehrplanbefreit)
- Sozialpädagogische Betreuung und Förderung sowie Berufsausbildung während des Aufenthaltes in einem Jugendheim
- Abklärungen während befristeter Aufenthalte in einer Beobachtungsstation
- stationäre Krisenintervention

Bei Bedarf arbeiten wir mit Fachkräften verschiedener Bereiche zusammen (medizinische Abklärungen, Therapien, Förderung der Sprachentwicklung, der Psychomotorik u.a.).

Krippen

58 Plätze für Vorschulkinder in Zürich und Küsnacht

Mutter-Kind-Wohngemeinschaft

Angebot für Frauen und ihre Kinder in Not-situationen (Überforderung in der Mutterrolle, Trennungssituation, psychische oder soziale Krise, Integrationsprobleme). Die Frauen erhalten psychologische und soziale Unterstützung. Für kleine Kinder steht eine Kinderkrippe zur Verfügung. Der Aufenthalt dauert einige Monate bis maximal ein Jahr.

SPFA

Sozialpädagogische Familienarbeit bildet ein zeitlich begrenztes Unterstützungsangebot zu Hause bei Familien in schwierigen Lebens-situationen. Überforderungs- oder Konfliktsituationen sollen entschärft, die Eigenkräfte der Familienmitglieder gestärkt sowie neue Handlungsspielräume geöffnet werden.

Detaillierte Informationen finden Sie unter www.zkj.ch

Impressum**Herausgeberin**

Stiftung Zürcher Kinder- und Jugendheime

Redaktion

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stiftung

Fotos

Ruth Erdt, Zürich

Gestaltung

Girardin Creative Consulting, Zürich

www.girardin.ch

Michel Girardin, Richard Litscher

Altenhof. Sozialpädagogische Wohngruppe für junge Frauen, Zürich.
Burghof. Pestalozzi-Jugendstätte, Dielsdorf.
Fennergut. Kinder- und Jugendheim, Kinderkrippe, Küsnacht.
Florhof. Krisenintervention für Schulpflichtige, Zürich.
Gfellergut. Sozialpädagogisches Zentrum, Zürich.
Heimgarten. Schulinternat, Bülach.
Heizenholz. Wohn- und Tageszentrum, Zürich.
Neumünsterallee. Sozialpädagogische Wohngruppen für Kinder, Zürich.
Riesbach. Krisenintervention für Jugendliche, Zürich.
Ringlikon. Schulinternat, Uitikon-Waldegg.
Rivapiana. Schulinternat, Minusio.
Rosenhügel. Heilpädagogisches Schulinternat, Urnäsch.
Rötel. Pädagogisch-psychologisches Zentrum, Zürich.
Schulinternat Flims. Flims.
Sonnenberg. Sozialpädagogische Wohngruppen und Schlaufenschule, Zürich.
Sonnhalde. Oberstufeninternat, Celerina.
Villa RA. Schulheime Redlikon und Aathal, Redlikon-Stäfa.